

Nr. 122 Bromberg, den 30. November 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(14. Fortsetzung.)

„Liegt hier wirklich schon der Nordpol?“ fragte Linda zurück. „Ich sehe nichts als Schnee- und Eisfelder mit wogenden Nebeln. Ich hätte mir diesen Punkt bedeutend interessanter vorgestellt.“

„Das ist häufig so im Leben. Erreicht man ein lang begehrtes Ziel, so sieht man erst, wie wenig erstrebenswert es war. Also ist es besser, seine Ideale nie zu erreichen.“

„Es freut mich, diese Selbstbescheidenheit von Ihnen zu hören“, rief Linda lachend zurück. „Ich werde gern das meinige dazu tun, daß Sie das von Ihnen gewünschte Ziel sobald nicht erreichen.“

Nagel bat, mit Sanders sprechen zu dürfen.

„Ich möchte wissen, welche Tiefe das Meer hier hat“, sagte er. „Sind Sie imstande festzustellen, wo der feste Boden beginnt?“

„Ich machte bereits seit unserer Abfahrt von Spitzbergen von Zeit zu Zeit Messungen mit der Rute“, antwortete jener. „Die größte Meerestiefe fand ich vor etwa einer Stunde mit 4000 Meter. Seitdem steigt der Meeresgrund allmählich an und ist augenblicklich noch etwa 1800 Meter von der Oberfläche entfernt. Sobald ich irgendetwas Wichtiges beobachte, erhalten Sie sofort Bescheid.“

„Ich möchte jetzt von der geraden Route abweichen und eine Zeitlang den 110. Längengrad in Richtung Kap Tscheljuskin verfolgen. Bitte teilen Sie mir mit, ob die Tiefe des Meeres dorthin ab- oder zunimmt.“

Auf die gleichlautenden Weisungen drehten die Flugzeuge scharf nach rechts ab, so daß sie die Sonne jetzt fast im Rücken hatten.

Eine Stunde lang ging es dahin über die gleichmäßig starre Eislandschaft, die von violetten, lanzenförmigen Strahlen der tiefen Sonne durchflimmert war. Schwalbe lag jetzt in gleicher Höhe mit Stößer, kaum 100 Meter entfernt.

„Meerestiefe 2500 Meter“, meldete Sanders. „Ich glaube, wir müssen das Neuland, wie wir vermuten, mehr in Richtung Alaska suchen.“

Gerade drehten die Flugzeuge wieder nach links ab, als Schwalbe anrief, daß rechts vorn im Eise ein auffallendes Gebilde zu sehen sei. Nagel entdeckte nach einigem Suchen einen dunklen Gegenstand auf der blendenden Glitzerfläche, auf den er sofort den Stößer zulenken ließ. Fast sah es aus wie ein menschliches Bauwerk, ja, beim genauen Hinschauen glaubte er sogar feinen Rauch aufsteigen zu sehen.

Während Gerling den Stößer nach unten lenkte, nahmen sie die Gläser an die Augen. Nun trat es deutlich hervor.

„Ein Schiff“, schrie Stratoff, „ein im Eise festgefrorenes Schiff!“

Tatsächlich war es ein Schiff mit völlig vereisten Masten, die man daher erst beim Näherkommen erblickte. Nun sah man auch Menschen in der Nähe auf dem Eise, die eifrig winkten.

Nagel teilte Sanders mit, daß er zu landen gedenke, während die Schwalbe zur Sicherheit in geringer Höhe bleiben sollte, bevor gewiß sei, daß man ohne Gefahr niedergehen könne.

Gerling kreiste einige Male und machte unweit des Schiffes ein größeres leidlich glattes Schneefeld als Landungsstelle aus. Hier ging er nieder. Zuvor waren die Räder eingezogen, und weich setzte die Maschine auf den sowohl zu Wasser- wie zu Schneelandungen geeigneten Kufen auf, rutschte etwa 50 Meter im klirrenden Schnee und stand sicher und unversehrt.

Wenige Minuten später setzte auch Schwalbe zu Boden, als bereits zwei Männer in Eskimokleidung herangelaufen kamen. Nagel ging ihnen entgegen. Der erste Mann mit kupferfarbenem Gesicht und wildem Bartwuchs hob die Hand zum Gruß an die Eisbärfellmütze und streckte sie ihm dann entgegen.

„I am Dr. Frederik Cook. How do you do?“

Nagel, der kein Englisch verstand, wußte nicht, ob er einen Europäer oder Eingeborenen vor sich hatte. Doch jetzt kam Sanders zu Hilfe. In wenigen Worten rascher Fragen und Gegenrufe erfuhr man das Wichtigste, das Sanders sofort Nagel übersetzte.

Die verschlagenen Nordpolfahrer waren Kapitän Cook, der vermeintliche erste Entdecker des Nordpols mit vier Begleitern. Mit ihrem Schiff, der „Bradley“, drangen sie vor über einem Jahre durch die Beringstraße nach Norden vor, ließen sich sechs Wochen später einfrieren und gelangten in zwölf Monate langer Eistrift bis hierher. Bei einem Versuche, den Pol im Schlitten zu erreichen, kamen drei der Teilnehmer um, während Cook mit dem einzigen Überlebenden nach ungeheuren Entbehrungen und Anstrengungen die „Bradley“ wieder erreichte.

Die Freude über das fast unglaubliche Eintreffen der Luftschiffer war ungeheuer. Jetzt schien es möglich, Kunde über ihr Verbleiben nach Amerika kommen zu lassen, um ihnen eine Rettungsexpedition entgegenzuschicken, falls sie auch im nächsten Jahre noch vom Eise eingeschlossen sein sollten.

Cook lud die Nordpolfahrer ein, sich sein Schiff anzusehen und eine einfache Mahlzeit bei ihnen einzunehmen, wie es der Küchenzettel des Poles erlaubte.

Zu allgemeiner Überraschung stellte sich heraus, daß Cook, dessen Vater noch Koch hieß, rein deutscher Abstammung war und seinen süddeutschen Dialekt völlig beherrschte.

Während die Besatzung der Fahrzeuge zurückblieb, zogen die vier Führer des Unternehmens sich rasch winterliche Kleidung an. Denn obgleich es in der Sonne ganz gemütlich warm war, zeigte das Thermometer im Schatten 15 Grad Kälte.

Eine Viertelstunde später saßen alle in der engen, aber warmen Kabine Cooks bei einem Glase dampfenden Grogs beisammen. Zunächst berichtete Sanders in großen Zügen über den Zweck ihrer Expedition, die der Entdeckung des vermuteten, unbekannten Erdteiles galt, verschwieg aber die darauf gegründeten Pläne. Dann erzählte er, was seit einem Jahre in der Welt geschehen war. Daß von Frieden und Erlösung immer noch nicht die Rede sei, daß die Franzosen das machtlose Deutschland nach wie vor drangsalierten und daß Amerika mehr oder weniger uninteressiert diesem Treiben zusähe.

„Ich wundere mich keinen Augenblick, daß meine Landsleute ihren früher so stark entwickelten Sinn für Gerechtigkeit verloren haben“, sagte der Amerikaner. „Leider wird unsere öffentliche Meinung noch mehr wie in anderen Ländern von einer skrupellosen Presse beherrscht. Mein eigenes Schicksal ist der beste Beweis dafür. Sie werden sich erinnern, wie auf Betreiben meines Konkurrenten Peary ein schamloser Lügenfeldzug gegen mich einsetzte, der mich schließ-

lich als Schwindler, Betrüger und Verbrecher brandmarkte. Ich sollte die ganze Zeit, während der ich am Pol weilte, nur wenige Kilometer von Annoatok entfernt geblieben sein. Alle meine Aufzeichnungen, meine täglichen Beobachtungen, meine Notizen wurden als gefälscht hingestellt. Ich hatte ja keinen Weißen als Zeugen, nur zwei arme Eskimos, deren Aussagen man nicht glaubte. Meine Entgegnungen nahmen die bestochenen Blätter einfach nicht auf oder versahen sie mit hämischen Glossen. Da brach ich mit den Nerven zusammen. Ich erwiderte auf keine Angriffe und zog mich von jeder Berührung mit den Menschen zurück. Allmählich erst erholte ich mich wieder und veröffentlichte zwei Jahre später auf Anraten meiner Freunde mein Buch über die Eroberung des Nordpols, in welchem ich alle Aufzeichnungen und Daten aufs genaueste angab. Wer dieses Buch liest, muß die Überzeugung gewinnen, daß ich allein der erste und wahre Entdecker des Poles bin, und die Zeit wird mich vielleicht glänzend rechtfertigen."

*

Cooks Zuhörer waren von der Tragik dieses Forscherschicksals ergriffen. Mochte er sich vielleicht geirrt haben, ein Schwindler schien dieser Mann sicher nicht. Stratoff allein saß mit spöttischem Gesicht da und wandte sich als erster an den Amerikaner.

„Verzeihen Sie, Herr Cook, wenn ich als Russe und Bolschewist ein wenig offener bin, als es der Ton der sogenannten guten Gesellschaft vorschreibt. Ich möchte Sie um eine kurze Erklärung bitten: Sie wurden vor einiger Zeit von einem amerikanischen Gericht wegen Betrugs zu einer langjährigen Freiheitsstrafe verurteilt. Hängt diese Strafe auch mit Ihrer vermeintlichen Entdeckung des Nordpols zusammen?"

Diese unvermittelte Frage schlug wie eine Bombe ein. Alles blickte starr auf den Amerikaner, der seinerseits keine Miene verzog. Schließlich antwortete er:

„Sie haben ein Recht zu dieser Frage und sollen auch die volle Auskunft erhalten." Er richtete sich auf und sah Stratoff fest an. Dann fuhr er fort: „Jawohl, meine Herrschaften, Sie sehen in mir einen entflohenen Zuchthäusler, einen Menschen, von dem kein anständig Gesinnter mehr ein Stück Brot annehmen würde."

Stratoff nickte befriedigt und blickte auf Linda, die vor Verlegenheit kaum aufzusehen wagte. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort. Über allen lastete das Gefühl einer tiefen Beklemmung.

Cook fuhr fort: „Ich reiste in den Staaten umher und suchte Gelder für ein Erdölunternehmen zusammenzubringen. Viele Kapitalien flossen mir zu. Hätte man mich gewähren lassen, so wäre alles gut gegangen. Aber meine Feinde ruhten nicht. Offen bezichtigte man mein geplantes Unternehmen als Schwindel und erreichte es schließlich, daß eine Anzahl meiner Geldgeber die Anklage gegen mich erhob. Da ich keine Auskunft zu geben vermochte, wo die von mir vermuteten Petroleumlager sein sollten, wurde ich zu langjähriger Freiheitsstrafe verurteilt."

„In welcher Gegend beabsichtigten Sie, auf Petroleum zu bohren?" fragte Nagel.

„Hier am Nordpol."

Der junge Ingenieur fuhr auf.

„Bitte, erklären Sie sich näher", rief er eifrig. „Was brachte Sie auf den Gedanken, daß hier im arktischen Ozean ein Gebiet sein könnte, auf dem sich Erdöllager befänden?"

„Auf meiner Entdeckungsfahrt zum Pol im Jahre 1907 beobachtete ich an drei Stellen weit im Westen die Konturen eines ausgedehnten Landes, das zu erforschen mir die Zeit verbot. Bereits auf früheren Reisen hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß sich in der Arktis ein großer, unbekannter Kontinent befinden müsse, der möglicherweise große Schätze an Kohlen, Mineralien und vielleicht auch an Erdöl enthielte. Am äußersten Nordrande von Heibergaland fand ich fossile Stümpfe großer Bäume und verkohlte Überreste einer einst reichen Flora. Dasselbe ist in Alaska der Fall, wo es bekanntlich die großartigsten Mineralschätze gibt. Dann erinnere ich an die Kohlenfelder in Spitzbergen, das in gleicher geographischer Breite liegt wie das von mir vermutete Land."

„Und auf derartig vage Vermutungen hin gründeten Sie eine Gesellschaft zur Gewinnung von Erdöl?" fragte Stratoff lachend.

„Ich gestehe zu, höchst unvorsichtig gehandelt zu haben", antwortete Cook. „Doch sah ich keinen anderen Weg, um die nötigen Gelder aufzubringen. Zur Erforschung des neuen Kontinents allein hätte ich niemals die erforderlichen Mittel erhalten. Ich benutzte daher die damals in Amerika herrschende Stimmung, die durch einige neue Ölfelder erregt war. Niemals habe ich behauptet, daß die Petroleumlager bereits erbohrt wären, sondern nur die große Wahrscheinlichkeit eines reichen Vorkommens betont. Ebenso mußte ich meine Geldgeber über den Ort der vermuteten Erdschätze im Unklaren lassen, weil mir sonst niemand geglaubt hätte."

„Man sah dann wohl bald das Unrecht Ihrer Verurteilung ein und entließ Sie?" fragte Linda.

Der Amerikaner lachte bitter.

„Mit Hilfe einiger Freunde, die trotz allem an mich glaubten, entfloh ich dem Zuchthause und begab mich, mit falschen Papieren versehen, nach Mexiko. Dort rüstete ich mit den mir noch zur Verfügung stehenden Mitteln die jetzige Expedition aus. Ich wollte versuchen, das Polargebiet diesmal von der anderen Seite zu bezwingen, um möglichst das von mir vermutete Neuland aufzufinden und die dort erwarteten Bodenschätze festzustellen. Auf diese Weise hoffte ich mich zu rehabilitieren. Tatsächlich trieb uns die Trift nach Verlauf von zehn Monaten in nur 200 Kilometer Entfernung an der Stelle des vermuteten Neulandes vorbei. Ende Mai unternahmen wir einen Vorstoß mit unseren Schlitten. Aber das Glück mied uns. Als wir die halbe Strecke zurückgelegt hatten, geriet der Schlitten in eine unsichtbare Eisspalte und versank. Drei meiner wackeren Begleiter ertranken, während wir beiden Überlebenden uns nur mit Mühe zu retten vermochten."

„Wie gedachten Sie denn jetzt von hier fortzukommen?" fragte Sanders.

„Die Strömung treibt uns weiter nach Spitzbergen, das wir im nächsten Jahre zu erreichen hoffen. Lebensmittel haben wir noch genug, die „Bradley" ist unversehrt, und wir sind guten Mutes."

„Kommen Sie mit uns", sagte Nagel, „dann werden Sie binnen 24 Stunden wissen, ob Ihre Annahmen richtig sind. Ihr Schiff kann ohne Sie zurückkehren, und da Sie voraussichtlich in wenigen Wochen in Mexiko sind, können Sie von dort eine Hilfsexpedition ausrüsten und selber der Bradley entgegenfahren. Uns dagegen vermögen Sie als genauer Kenner aller arktischen Verhältnisse nützlich zu werden."

Auch Linda unterstützte eifrig diese Bitte, und als ebenfalls alle Mannschaften der „Bradley" ihn drängten, sich den Luftfahrern anzuschließen, weil er ihnen auf diese Weise am schnellsten Hilfe zu bringen vermöchte, gab er nach. Nur bat er, die Abfahrt auf den nächsten Morgen zu verschieben, da er noch Verschiedenes zu erledigen hätte.

„Wird uns die Zeit nicht zu knapp?" fragte Sanders.

„Wir haben noch zwei volle Tage vor uns", sagte Nagel. „Aber wird das ruhige Wetter sich halten?"

„Dafür bürge ich", erklärte Cook. „Sobald hier Windstille eintritt, pflegt sie mehrere Tage zu dauern. Außerdem würde uns das Barometer rechtzeitig warnen, falls Sturmgefahr vorliegt."

Nagel war es ganz recht, seinen Leuten eine völlige Ruhe von 12 Stunden gewähren zu können. Der bei weitem schwierigste Teil der Reise lag noch vor ihnen, und man mußte damit rechnen, während der nächsten 24 Stunden ununterbrochen tätig zu sein.

Am 18. Juli morgens 8 Uhr war alles zum Aufstieg bereit. Sanders hatte Linda gebeten, Stratoff zu sich auf die Schwalbe zu nehmen, da er zusammen mit Nagel und Cook die notwendigen Untersuchungen des Neulandes vornehmen wollte.

Man verabschiedete sich von den zurückbleibenden Nordpolfahrern, deren Vorräte aus dem Überfluß der Flugzeuge mit einigen längst entbehrten Genußmitteln ergänzt waren. Bei strahlender Sonne starteten die Flugzeuge gegen den leichten Wind, geleitet von brausenden Hochs der „Bradley"-Besatzung.

Stößer übernahm die Führung in genauer Richtung auf Kap Barrow, das noch fast 2000 Kilometer entfernt lag. Bald befanden sie sich über einem Gebiet, das weit und breit noch keines Menschen Fuß berührt hatte.

Sanders, Nagel und Cook standen in Gerlings Führerkabine. Nagel prüfte die Registrierapparate, Cook musterte den Horizont mit einem Fernglase, während Sanders ununterbrochen seine Wünschelrute in der Hand hielt.

„Wir müssen bereits in der Nähe des seinerzeit von mir aus der Ferne erblickten Landes sein", sagte Cook.

„Das Wasser wird flacher, ich schätze auf kaum noch 150 Meter Tiefe", erklärte Sanders.

Sie flogen in 3000 Meter Höhe, um einen möglichst weiten Überblick zu haben.

„Festes Land unter uns", meldete Sanders lakonisch.

„Ich sehe nichts als Schnee und Eisberge wie bisher", meinte Nagel.

„Dort ein Gebirge", rief Cook und deutete nach Süden.

„Wir müssen möglichst tief fliegen, wenn ich einwandfreie Beobachtung machen soll", erklärte Sanders.

„Auf 200 Meter heruntergehen", befahl Nagel. „Solange wir noch weit von größeren Erhebungen entfernt sind, haben wir keine unangenehmen Bodenböen zu befürchten."

Im steilen Gleitfluge schoß Stößer herab. Schwalbe folgte in einiger Entfernung.

Die Rute schlug aus.

„Urgestein. Darüber Ölschiefer", murmelte Sanders. Er schien in tiefe Träumereien versunken.

Die Berge wuchsen schnell heran. Zackige, wolkenverhangene Spitzen, ungeheure Gletscher, dazwischen dunkelschwarzes Gestein der Steilabfälle.

„Kohle", sagte Sanders. „Mehrere Schichten übereinander. Flöze nicht sehr mächtig. Lohnt nicht den Abbau."

„Soll ich das Gebirge überfliegen?" fragte Gerling, als die ersten Hügel sich antürmten.

„Besser umgehen wir es nach Osten", meinte Nagel.

„Nein, direkt hinüber", sagte Sanders tonlos.

Stößer stieg aufwärts. Nun schwebten sie über den Bergen, deren höchste Spitzen auf 2000 Meter geschätzt wurden. Plötzlich umfing sie dichter Nebel. Nagel befahl der Nachrichtenzentrale, ständige Sprechverbindung mit Schwalbe zu halten und sofort zu melden, falls diese sich entferne.

(Fortsetzung folgt.)

Das Entlobungsessen.

Als Anne-Dore mit Hannes durch die Straßen ging, fiel ihr Blick auf einen bunt schimmernden Hutladen. Und plötzlich kam ihr der übermütige Gedanke, daß Hannes einen Hut mit ihr aussuchen müsse. Einen Hut, den sie tragen wollte, wenn sie beide zu Tante Klementine aufs Gut fahren würden, wo sie sich verloben sollten.

„Du, Hannes, du sollst mir einen Hut schenken," sagte sie und zog den ganz Verträumten dem erleuchteten Ladeneingang zu.

Hannes erschrak. Seine Gedanken waren mit Dore in eine süße und schöne Zukunft spazieren gegangen. Ein Haus war da mit Büchern, Bildern und Musik. Und neben ihm Anne-Dore. Aber jene Anne-Dore, welche er sich erträumt, die feine, tiefe Anne-Dore, Gefährtin seines Lebens und seiner Gedanken.

Nicht jene Anne-Dore, die plötzlich ganz verändert ihn mit einem übermütig schwirrenden Frauenlachen hineinzog in das erhellte Geschäft und nun hier vor dem Spiegel stand, triumphierend und fern wie eine junge Fürstin, indes fremde, schwarzgewandete Wesen mit märchenhaften Haarkämmen, Schuhen und Frisuren hin und her eilten, phantastische Hutgebilde in den Händen.

Hannes war hilflos. Anne-Dores Gesicht war völlig verwandelt und ihm entglitten. Und entglitten war ihm ihr Wesen, das ihm Sicherheit und Klarheit geschenkt.

Eine winzige Programmänderung, ein Hutkauf, genügte, um das ganze Weltbild in Hannes zu stören, jenes Weltbild, in dem Anne-Dore einen von ihm bestimmten Platz hatte.

Hannes fühlte sich hilflos. Und das erbitterte ihn wie alle Männer. So sah er mit einem angestrengt hochmütigen Blick hinweg über all die flirrende Hutherrlichkeit und Anne-Dores braunschimmernden Kopf.

„Aber du hörst und siehst ja nichts", sagte Anne-Dore mit leiser Gereiztheit, „ich frage schon das dritte mal — soll ich den Königsblauen nehmen?"

„Aber das ist doch nicht so wesentlich, Kind", erwiderte Hannes.

Alles darf ein Mann zu einer Frau sagen — nur nicht „Kind". Denn dann fühlt sie sich getroffen.

Anne-Dores Gesicht wurde kalt. Sie sagte kein Wort. Sie wandte sich zu der Verkäuferin. „Ich nehme also den blauen — nein, bemühe dich nicht."

Und schon stand sie abweisend in ihrem sandfarbenen Mantel an der Kasse, noch ehe Hannes etwas zu unternehmen vermochte.

Draußen — wie war die helle, besonnte Straße plötzlich verwandelt, weil sie mit gereizten und trotzigen Herzen in die Welt schauten.

Anne-Dore brach zuerst aus.

„Du hast ja sehr viel Interesse dafür, wie ich aussehe", sagte sie und hielt die Papierdüte mit dem Königsblauen wie ein Trennungsschild zwischen sich und Hannes.

Hannes in seinem Innern fühlte Reue. Aber es gehörte zu seiner Auffassung von Männlichkeit, daß man einen Fehler einer Frau gegenüber nie zugestehen soll. Und in diesem Bestreben wurde sein Ton noch schärfer; er erklärte Anne-Dore, er begreife die Wichtigkeit nicht, die sie einer solchen Laune beilegte — jawohl, Laune, denn hatte sie, Anne-Dore, nicht einen durchaus brauchbaren Hut auf dem Kopfe? Als ob es bei uns Frauen aufs Brauchbare ankäme, dachte Anne-Dore — aber sagen konnte sie nichts. Denn Hannes redete sich immer mehr in Abwehr hinein. Und er knüpfte an den Hut eine Kette ethischer und sozialer Betrachtungen, etwa derart, daß er jene schwarzgewandeten Verkäuferinnen bedauere, die Interesse heucheln müßten für Dinge, die in ihrer Kostbarkeit ihnen selbst unerreichbar.

„Unsinn", sagte Anne-Dore, „dir kommt es überhaupt nur aufs Streiten an. Ich habe immer Zeit für deine Angelegenheiten. Du aber für meine —"

„Wenn ein Hut deine Angelegenheit ist", sagte Hannes wütend. Anne-Dore blieb stehen. Ihr Gesicht war blaß. „Du," sagte sie mit blitzenden Augen, „dieser ironische Ton — für mich ist das nichts. Fahre du nur allein zu Tante Klementine und verlobe dich, mit wem du willst. Ich danke." — Und schon lief sie über den Fahrdamm, auf den Autoomnibus zu, und er sah nur noch den unglückseligen weißen Hutbeutel leuchten. Hannes stand sehr still. „Was ist das?" dachte er mit tiefem Erschrecken — „was ist das, was sich plötzlich erhebt aus einem Nichts heraus — Trennung schafft zwischen Menschen, die nebeneinander zu sein glaubten?" Und er stand, bis die abendlichen Passanten ihn ungeduldig beiseite schoben.

*

„Ob wir den weißen Burgunder opfern, Klementine?" Der alte Amtmann Bornemann sah auf das Verzeichnis seines Weinkellers, „eigentlich ein bißchen schade."

„Zu schade zur Verlobung deines Patenkindes? Du bist ein Geizkragen, Friedrich. Opfere nur den Burgunder — Post, Peter?" Und sie nahm dem jungen Burschen, der eintrat, die Briefe ab.

„Was haben denn Anne-Dore und Hannes noch zu schreiben?" sagte sie. Aber ihr Gesicht wurde ernst, als sie las und dann ihrem Mann Anne-Dores Brief zuschob.

Der alte Amtmann setzte die Hornbrille auf und las: „Liebe Tante Klementine. Ich komme also mit dem Mittagszuge. Verloben will ich mich zwar nicht, ich habe Hannes abgeschrieben. Aber warum soll ich mein Entlobungsessen nicht mitmachen? Es wird vielleicht noch viel netter so. Auf Wiedersehen. Eure Anne-Dore."

„Den Brief von Hannes brauchst du gar nicht zu lesen", sagte Tante Klementine trocken, „es steht nämlich genau dasselbe drin. Er kommt auch zum Entlobungsessen."

„Was wirst du nun machen?" fragte der alte Amtmann konsterniert, „das Essen, die Gäste — alle ahnen."

„Nichts werde ich machen", sagte seine Frau, alles bleibt; sorge nur, daß der Wagen pünktlich an der Bahn ist."

„Du willst doch nicht die beiden zusammen —?"

„Natürlich," sagte Tante Klementine, „ihr Männer seid doch zu unbegabt."

*

Anne-Dore sprang aus dem Abteil. Und schon stand Peter da — rotgesichtig und grinsend.

„Tag, Peter," sagte Anne-Dore. Aber das Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Denn neben Peter stand in der Sonne plötzlich Hannes.

Peter belud sich schweigend mit dem Gepäck und trabte zum Wagen.

Hannes und Anne-Dore standen noch in der Sonne.

„Ich kann ja zu Fuß gehen," sagte eifrig Hannes, „wenn es dir unangenehm ist."

Anne-Dore sah auf die staubige Chaussee, dann auf Hannes schöne braune Reisestiefel und von da auf sein Gesicht.

„Steig nur ein," sagte sie leise, „aber ich begreife Tante Klementine nicht, ich hatte ihr doch geschrieben." — „Ich auch," fiel Hannes eifrig ein. Und dann schwiegen sie beide.

Der Weg lag hell und beruhigt. Fernhin schwangen Hügel in dunklem Grün. Eine Kirche aus fernem Ort sang herüber.

„Anne-Dore", sagte Hannes bittend. Da sah er, daß der blaue Hut sich tief über Anne-Dores Gesicht senkte und daß Tränen über das versteckte Gesicht gingen.

„Anne-Dore," sagte er noch einmal, und er legte die Reisedecke fest um die geliebte Gestalt. Aber nicht so fest, als daß er unter der Decke nicht hätte Anne-Dorens Hand fassen können.

*

Tante Klementine stand in der schattigen Halle. „Gut, daß ihr da seid, Kinder." Und sie küßte sie schallend.

„Aber wir haben dir doch geschrieben," sagte Anne-Dore zaghaft.

Statt jeder Antwort machte Tante Klementine die Tür auf zum Speisesaal: Licht schimmerte über einer weiß-grün und silbern aufstrahlenden gedeckten Tafel. „Irgend was habt ihr geschrieben," sagte Tante Klementine, „aber glaubt ihr, daß die Mamsell es mir verzeiht, wenn sie das Verlobungsessen umsonst gemacht hätte? Und Onkel, der seinen Burgunder extra raufholte? Nein, Kinder, dieser Tag muß schon richtig gefeiert werden. Also geh, Hannes, ich komme gleich mit Anne-Dore nach."

Tante Klementine saß mit Anne-Dore im Gastzimmer. „Wegen eines Hutes?" fragte sie. „Behüt mich Gott, Kind. Aber du hast einen Fehler gemacht. Zwei Dinge darf man niemals einem Bräutigam zumuten: Warten lassen und Be-

sorgungen machen. Hinter die Kulissen darf nur der Ehemann schauen."

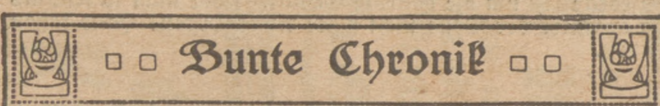
Und dann ging Tante Klementine zu Hannes und nahm ihn bei den Ohren wie als kleinen Ferienjungen.

„Du dummer Hannes, hast du niemals darüber nachgedacht, für wen wir Frauen eitel sind? Doch nur, um euch zu gefallen, ihr Musterexemplare der Schöpfung! Also bitte Dankbarkeit statt Ungeduld. Im übrigen ist es gut, daß ihr euch jetzt schon bekämpft. Um so eher kommt ihr durch. Und nun wollen wir einen schönen Abend haben."

Lisa Honroth-Loewe.

Das Wachstum der Großstädte.

Im „Allgemeinen Statistischen Archiv" in Berlin wurde kürzlich eine Studie mit dem Titel „Wovon lebt München? Wer lebt von München?" veröffentlicht. Ein Titel, der zweifellos Nachdenken erregt und zu Vergleichen mit den Existenzmöglichkeiten anderer Großstädte veranlaßt. München ist nicht nur keine Industriestadt, sondern besitzt für eine industrielle Entwicklung die geradezu ungünstigsten Verhältnisse, trotzdem hat seine Bevölkerungszahl in den letzten Jahrzehnten ganz beträchtlich zugenommen. Wenn der Verfasser der Schrift, Heuber, zu dem Ergebnis kommt: „München lebt von München selbst", so ist das wohl im Hinblick auf seinen regen Fremdenverkehr zutreffend, löst die Frage aber nur nach einer Seite. Ebenso unbeantwortet bleibt die Frage: Aus welchem Grunde erfolgte in den letzten Jahrzehnten die starke Zuwanderung nach München? Denn 64 Prozent der Zunahme der Bevölkerungsziffer sind auf Zuwanderung zu zählen, 10 Prozent auf Eingemeidung und nur 26 Prozent auf die natürliche Bevölkerungszunahme. Seit der Wende des 18. Jahrhunderts aber ist München auf 590 000 Menschen, um das Fünfzehnfache gewachsen. Leicht ist das Wachstum von Städten wie Chemnitz und Plauen im Vogtland zu erklären, denn dort war die rasch aufblühende Industrie die starke Anziehungskraft, während es bei München ein geheimnisvoller Zauber sein muß, der von der Stadt ausgeht und so viele anlockt; tatsächlich tragen viele Städte jenes gewisse Etwas, das ihren Reiz ausmacht, und das lediglich die immer rege Zuwanderung veranlaßt. Andererseits gibt es Städte, die alle Erfordernisse einer existenzbietenden Stadt erfüllen und die doch keine Anziehung auszuüben vermögen. Die Geschichte lehrt uns, daß einst blühende Städte, oft ohne Grund, plötzlich abstarben, vergessen wurden, in ihrer Entwicklung stehen blieben. Wer spricht heute noch von Brügge als Handelsstadt, das ehedem das „Herz der Welt" war? Was wissen wir von Lucca, dem heute so stillen, verlassenen italienischen Städtchen, das im Mittelalter das Zentrum der Seidenindustrie war? Wem will es möglich erscheinen, daß Florenz, die enge Stadt im Arnotale, früher eine der größten Städte der Welt war?Auch heute können wir wieder starke Verschiebungen in der Bevölkerungsziffer beobachten. So hat Prag heute 676 000 Einwohner gegen 225 000 im Jahre 1910, die Einwohnerzahl Budapests stieg von 830 000 auf 926 000, die Athens von 167 000 auf 293 000. Aber das sind Ausnahmen, viel häufiger ist ein Stillstand oder ein Rückgang zu verzeichnen. Am deutlichsten bei Wien, das von zwei Millionen auf 1 841 000 zurückging. **Katastrophal ist die Veränderung in Rußland. Petersburg hatte 1910 1 907 000 Einwohner, 1920 nur noch 706 000, die Zahl Moskaus ging von 1 480 000 auf 1 028 000 zurück; 14 russische Großstädte gingen insgesamt von 8,77 Millionen auf 4,15 Millionen zurück. Bolschewismus, Sterblichkeit, Hungersnot drücken sich in diesen Zahlen erschreckend aus.**



*** Rund um die Welt in 15 Sekunden!** Aus Neuyork wird gemeldet: „Rund um die Welt in 15 Sekunden!" Das war der Rekord, der bei der Eröffnung der Radioausstellung in Neuyork erzielt wurde. Der Buchstabe S und der Buchstabe O wurden radiotelegraphisch um die Erde geschickt, der eine östlich, der andere in westlicher Richtung. Das S gewann um eine halbe Sekunde.

*

*** Pharao mit der Arterienverkalkung.** Der Ägyptologe am Londoner Universitäts-College, Professor G. Elliot Smith, hat in einem Vortrage vor seinen Schülern die Theorie aufgestellt, daß die alten ägyptischen Mumien deutliche Spuren von Krankheiten zeigen, an denen die Menschheit noch heute leidet. Zum Beispiel sei an der Mumie des Pharao aus der Exoduszeit ganz deutlich nachzuweisen, daß der König an einer Verhärtung der Arterien gelitten habe, die heute allgemein als Arteriosklerose bekannt sei. An Ramses V. sei unzweifelhaft festzustellen, daß er einen Hautausschlag gehabt habe, der wahrscheinlich der heute bekannten Form der Pocken entsprochen habe. An anderen Mumien, die bis zu 6000 Jahre alt sein dürften, sei Krebs, Rheumatismus und andere Leiden nachzuweisen. Schwindsucht ist nach Ansicht des Gelehrten in Ägypten sehr selten gewesen, da nur etwa jede 1000. Mumie Spuren dieser Krankheit aufweise. Auch Lepra ist sehr selten gewesen. Professor Smith teilte mit, daß er an allen untersuchten Mumien nur einen Fall entdeckt hat, der zudem aus der christlichen Zeit stamme.

*

*** Ein Mädchenhändler als argentinischer Konsul.** Des Mädchenhandels dringend verdächtig ist ein angeblicher Arzt Dr. Otto Pollaczek, der auf Grund eines Steckbriefes der Polizeidirektion Wien und des Kreisgerichts Wels, auch von der Berliner Kriminalpolizei gesucht wird. „Dr." Pollaczek hielt sich vorübergehend in Gmunden auf und gab an, daß er 37 Jahre alt und in Buenos Aires geboren sei. Unter dem Namen Polando, Generalkonsul der Republik Argentinien, führte er sich bei einer Familie Fuchs ein, gewann die Liebe der 17 Jahre alten Tochter Frieda und erhielt auch die Einwilligung zur Ehe. Er fuhr dann mit Mutter und Tochter Mitte August nach Wien und von dort mit der Tochter allein nach Venedig unter dem Vorwande, daß er ihr hier eine Stellung verschaffen werde. Seitdem hat man von dem Paare nichts mehr gehört. Es besteht der Verdacht, daß der angebliche Arzt und Generalkonsul das Mädchen durch das Eheversprechen in seine Gewalt gebracht hat, um es nach Südamerika zu bringen. Nach den bisherigen Ermittlungen soll er bereits im vergangenen und vor zwei Jahren ein Mädchen aus Prag zum Schein geheiratet, nach Rio de Janeiro gebracht, sich dort seiner Mitgift bemächtigt und es mittellos haben sitzen lassen.

Bücherschau.

Drei Nachlesen von Hermann Loens.

Wir teilten vor wenigen Wochen mit, daß Dr. Wilh. Deimann-Werne, den wir bereits als zuverlässigen Loens-Biographen schätzen lernten, aus dem Nachlasse von Hermann Loens drei Nachlesen getroffen hat. Nunmehr liegen die drei mustergültig ausgestatteten Bücher vor, die der Verlag Adolf Sponholtz G. m. b. H. in Hannover herausbrachte. Geschmackvolle Ganzleinenbände, schöner, sauberer Druck und weißes, holzfreies Papier zeichnen sie vorteilhaft vor manchen anderen Loens-Ausgaben aus.

Die Auswahl des ersten Bandes, der den Titel „Mein niedersächsisches Skizzenbuch" trägt, hat zum Hauptteil — ebenso wie die Wahl des Titels — Loens selbst noch getroffen. Landschaftsschilderungen und Städtebilder aus Niederdeutschland, wie sie ein Dichter sah, vereinigt das Buch. Kulturzusammenhänge werden aufgerollt, und Gestalten längst vergangener Tage füllen Fluren und Gassen. Dieser Loens-Band ist an innerer Geschlossenheit und Stärke mancher früheren Buchveröffentlichung des Dichters überlegen.

„Für Sippe und Sitte" ist eine Sammlung der heimats- und volkskundlichen Aufsätze des Dichters. Diese Zusammenfassung der bisher überall verstreuten Kampfschriften für die Heimat- und Naturschutzbewegung gibt ein Bild von der Bedeutung, die Loens für diese Bewegung gehabt hat. Als unerschrockener Kämpfer tritt er für Stammesart, Volkssitte, Heimatbrauch, Erhaltung des Landschaftsbildes und der heimatlichen Tierwelt ein, ohne aber die Fortschritte echter Kultur zu leugnen oder gar zu bekämpfen. Gerade in der Einstellung, die Loens, der Heimat- und Naturdichter, zu den Problemen unserer Zeit fand, liegt auch der Schlüssel zu der Bedeutung, die Loens für uns erlangt hat: in der ihm eigenen Verbindung des Festhaltens am Althergebrachten und einem gesunden Verständnis für kulturelle Fortschritte. Allerdings opferte er Altvätergut nur wirklichen Kulturwerten, grundlose Fremdtümelei und alle Kulturauswüchse lehnte er ab.

Die dritte Nachlese „Gedanken und Gestalten" vervollständigt das Bild des Dichters nach dieser Seite hin und ergänzt sein Werk wesentlich. Viele wird sie überraschen. Als ein ganz Eigener nimmt Loens zu bedeutenden Erscheinungen seiner und früherer Zeit Stellung, zu Gorki, Ibsen, Wilde, Busch, Segantini, Böcklin, Herder, Napoleon u. a. Das Buch wird endlich mit dem Vorurteil der zünftigen Literaten aufräumen, die in Loens immer nur den einseitigen Heimatdichter einiger dünn bevölkerter Landstriche zwischen Weser und Elbe sehen wollen, der nicht in die Literaturgeschichte gehört. Was Deimann in diesem Buche zusammengetragen hat, sind Versuche des Seelenspürers Loens, Persönlichkeiten und geistige Bewegungen in ihren eigenen Wesensadern festzustellen, sie zu ergründen und zu verstehen. Eine wertvolle Gabe des Nachlaßverwalters an die Loensfreunde.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.